



Filmmagazin Frame

Die Kamera als Waffe

Ladj Ly ist das neue Wunder des französischen Kinos. Sein Spielfilmdebüt «Les misérables» über Polizeigewalt in den Banlieues geht ins Rennen um den Oscar als bester fremdsprachiger Film. Wer ist der Regisseur?

Text: Frank Heer

Es gibt ein ikonisches Foto von Ladj Ly, aufgenommen vor 15 Jahren in einem der übelsten Vororte von Paris, dem Stadtteil Montfermeil. Es zeigt den damals 24-Jährigen mit einer grosskalibrigen Waffe im Anschlag – als hätte er es auf den Betrachter abgesehen. Dahinter reiht sich eine Gruppe von Kids vor einer Wohnblockruine in ultracoolen Posen: die perfekte Gangsta-Rap-Presse-Foto, denkt man. Trotzdem ist es anders, als es scheint, denn die Knarre entpuppt sich bei genauer Betrachtung als Videokamera.

Gemacht hatte das Bild der französische Fotograf JR im Rahmen eines Kunstprojekts, das den unterschiedlichsten Bewohnern des heruntergekommenen Quartiers ein Gesicht geben sollte: Hier wohnen Menschen, lautete die Message, keine Zombies! Die Porträts wurden als gigantische Poster an Hausfassaden in ganz Paris tapeziert, aber auch an die bröckelnden Wände der Wohnsilos von Montfermeil. Geändert hat es an der Situation vor Ort freilich nichts. Es ist eher schlimmer geworden.

Das Foto von Ladj Ly ist auch deshalb ikonisch, weil sie für die Art und Weise steht, wie der heute 40-jährige Filmmacher arbeitet, denn in gewisser Hinsicht täuscht der erste Eindruck nicht: Tatsächlich sieht Ly die Kamera als Waffe. Und natürlich ist es kein Zufall, dass er mit ihr posiert, als hielte er ein Gewehr. Doch anders, als man vielleicht erwarten würde, fühlt sich der Regisseur nicht dem Angriff verpflichtet, sondern der Verteidigung: der Verteidigung seines Quartiers gegen die Ignoranz der Behörde, die Polizeibrutalität, die Armut und die Gangs. Dafür kämpft der Franko-Afrikaner seit seiner Jugend, gewaltlos und mit den Mitteln der Kunst.

Die meisten Pariser kennen ihre Vorstädte nur aus den Medien. Eine Busfahrt dorthin, so beschreibt es Ladj Ly, würde sie glauben lassen, in ein exotisches Land zu reisen. In den Irak oder nach Afrika. Ly weiss, wovon er spricht. 1980, dem Jahr seiner Geburt, waren seine Eltern von Mali nach Frankreich immigriert. Er wuchs zusammen mit zwölf Geschwistern in Montfermeil auf, dem 93. Département von Paris, wo er heute noch lebt – «aus Überzeugung». Seine Mutter war Hausfrau, sein Vater bei der Müllabfuhr. Schon seit den 1970er Jahren ist Montfermeil kein freundliches

Aussenquartier mehr, trotz dem idyllisch anmutenden Namen, den man ihm gegeben hat: «Les bosquets» – was so viel wie Gehölz oder Wäldchen bedeutet.

In Wahrheit handelt es sich um einen urbanen Dschungel, der von Drogenbaronen, Gangs, islamistischen Predigern und einer Spezialeinheit der Polizei kontrolliert wird. Es gibt einen historischen Ortskern, dazu gehören das Rathaus, eine Windmühle und ein paar Villen aus dem 19. Jahrhundert, die an die Zeit des Grossbürgertums erinnern. Aber vor allem gibt es in Montfermeil zehnstöckige Wohnblöcke aus den 1960er Jahren. Sie wurden in der hehren Absicht gebaut, günstige und bessere Lebensbedingungen für Immigranten zu schaffen, doch in Wirklichkeit schuf man Ghettos. Auch die geplante Zugverbindung ins Zentrum von Paris kam nie zustande. Heute liegt die Arbeitslosigkeit bei 40 Prozent, das durchschnittliche Einkommen bei 600 Euro im Monat. Wer davon nicht leben kann, verdient etwas Kleingeld als Drogenkurier hinzu.

Als Ladj Ly im Frühling 2019 in Cannes für sein Spielfilmdebüt «Les misérables» den Preis der Jury entgegennehmen durfte, wandte er sich in seiner

Rede direkt an Präsident Emmanuel Macron: «Schauen Sie sich meinen Film an. Er ist ein Warnruf. Die Gesundheitsversorgung und die Situation an unseren Schulen sind desaströs. Wir fühlen uns abgeschoben. Seit zwanzig Jahren zeigen wir die Missstände auf, verlangen, dass unsere Rechte respektiert werden und die Polizeigewalt ein Ende hat, aber niemand hört uns zu.» Dabei ist Montfermeil nur eine von vielen französischen Vorstädten, in denen die Zustände prekär sind. Während die Gelbwesten-Bewegung international für Schlagzeilen sorgt, finden die Bewohner der Banlieues nicht einmal im eigenen Land Gehör.

Wie ein Elektroschock

Die These, dass gute Kunst auf dem Acker der Verzweiflung gedeihe, ist ein Topos. Trotzdem spricht viel dafür, dass es die unhaltbaren Zustände in seinem Quartier waren, die aus Ladj Ly einen Künstler machten. Nachdem er 1995 das Krimidrama «La haine» von Mathieu Kassovitz im Kino gesehen hatte, wusste er, dass er Regisseur werden würde. Der Film spielt an einem einzigen Tag im Leben dreier Jugendlicher in Chanteloup-les-Vignes. Der Vorort wird von

Krawallen zwischen Einwohnern und der Polizei erschüttert, ausgelöst durch eine Routinekontrolle, bei der ein Junge aus dem Viertel lebensgefährlich verletzt wird.

«La haine» war ein Anschlag auf das träge gewordene französische Kino und wirkte auf den 15-jährigen Ly «wie ein Elektroschock», weil er darin seine eigene Realität erkannte. Zur selben Zeit lernte er im Activity-Club von Montfermeil den gleichaltrigen Kim Chapiron kennen, ein Filmfan und Sohn von Künstlereltern. Zusammen mit ihm und ein paar Freunden gründete Ly das Filmkollektiv Kourtrajmé, dem zeitweise auch Vincent Cassel angehörte, der in «La haine» die Hauptrolle spielte und heute ein Filmstar ist.

Mit billigen Digitalkameras, die zu der Zeit auf den Markt kamen, drehten sie trashige Action- und Comedy-Kurzfilme, die alle im Milieu von Montfermeil spielten. Ly machte erst als Schauspieler mit, bevor er 1997 seine erste Videokamera kaufte, eine Mini-DV, die er sich aus seinem Verdienst als Elektrotechniker zusammengespart hatte. Er fing an, die Entstehung der Filme seiner Freunde zu dokumentieren. «Wir waren ein Haufen wilder

Jungs, die Spass haben wollten. Doch mit der Zeit merkte ich, dass mir die Kamera half, etwas über mich und mein Quartier herauszufinden», sagte er in einem Interview. Das Bedürfnis, «die unglaubliche Diversität zu dokumentieren, die das Leben in meinem Viertel bestimmt», gab die Richtung für Lys künftiges Schaffen vor. Inspiriert durch die US-Organisation Copwatch machte er es sich zur Mission, Polizisten bei ihren Einsätzen zu filmen, in der Absicht, sie von Übergriffen abzuhalten.

Dann passierte etwas, was seine Laufbahn als Filmemacher beschleunigen sollte: Im Oktober 2005 brachen im Viertel heftige Unruhen aus. Ausgelöst wurden diese – wie in «La haine» – durch einen Polizeieinsatz, bei dem sich zwei Jugendliche in ein Transformatorenhäuschen flüchteten und von Stromschlägen getötet wurden. Ly hatte die Verfolgung aufgezeichnet und online gestellt. Die Presse veröffentlichte seine Bilder, die Situation eskalierte. Tausende von Autos brannten, Tausende von Jugendlichen wurden verhaftet. «Die Aufstände explodierten genau vor dem Block, in dem ich wohnte», erinnert sich Ladj Ly. «Ich brauchte nur aus dem Haus zu treten und war mitten drin.»

Dabei ging es ihm nicht mehr nur darum, übergriffige Cops zu zeigen, sondern auch die Versuche engagierter Bürger, zwischen den überforderten Behörden und den aufgebrachtten Bewohnern zu vermitteln. Mit dieser Absicht rückte ein Narrativ in seine Clips, die den Kamerateams der TV-Stationen fehlte, die nur über die Gewalt der «Wütenden» berichteten – la révolte des misérables. Obwohl einige von Lys Aufnahmen bewirkten, dass Polizisten entlassen wurden, blieb er differenziert. «Die Realität ist zu komplex, um schnelle und definitive Urteile zu fällen», sagte er, wohlwissend, dass es den bösen Bullen und den guten Rebellen in der Realität nicht gibt, so wenig wie die bösen Reichen und die guten Armen. «Die Polizisten, die in diese Quartiere geschickt werden, sind jung, schlecht ausgebildet und schlecht bezahlt. Sie haben Angst. Und wenn sie in eine Situation geraten, in der sie sich bedroht fühlen, geraten sie in Panik. Es kommt immer wieder vor, dass jemand den Kopf verliert und ausrastet. Doch im Prinzip ist das kein Fehler des Polizisten, sondern des Systems.»

Er dokumentiert Krawalle

Die Unruhen von 2005 dauerten ein ganzes Jahr. Das Material, das Ly drehte, reichte für 100 Stunden Film. Fernsehstationen boten ihm Geld für die Bilder, denn er war der einzige, der den Aufruhr aus der Mitte heraus gefilmt hatte. Trotzdem verkaufte er nichts. Stattdessen schnitt er das Material zu seinem ersten langen Dokumentarfilm zusammen, den er 2007 unter dem Titel «365 Days in Clichy-Montfermeil» kostenlos ins Netz stellte. Die Resonanz war beträchtlich und machte Mut für weitere Filme mit dokumentarischem Charakter, etwa «Go fast» (2008), der davon handelte, wie die Medien über die Pariser Vororte berichten: was sie zeigen oder nicht zeigen.

Mit dem César-gekrönten Dokumentarfilm «La voix haute» (2017) gelang ihm der Durchbruch im Kino. Auch dieser spielt in Montfermeil und handelt davon, wie sich Jugendliche auf einen Rhetorikwettbewerb vorbereiten, um die Sprache als Instrument im Kampf gegen Ausgrenzung nutzen zu können. «Ich wollte zeigen, dass es Hoffnung gibt in den Suburbs, trotz allen Problemen, und dass die Menschen in diesen Vierteln Talent haben, kreativ sind und oft nicht der Klischeevorstellung entsprechen, das man von

ihnen hat. Natürlich gibt es Drogen und Kriminelle, aber man findet hier auch eine unglaubliche Energie.»

Jetzt kommt «Les misérables» in die Kinos, Ladj Lys erster Spielfilm, der dank dem Erfolg in Cannes für Frankreich ins Rennen um einen Oscar als «Bester fremdsprachiger Film» geht. Der Titel verweist auf den berühmten Roman von Victor Hugo, in dessen Zentrum der Juniaufstand von 1832 steht und dessen Handlung teilweise in Montfermeil spielt.

Die Eröffnungsszene des Films beginnt am 12. Juni 1998, dem Tag, an dem Frankreich Fußballweltmeister wurde. Der Zuschauer folgt einer Gruppe von Teenagern, die sich vor der Kulisse des Eiffelturms unter die jubelnde und fahنشwenkende Menschenmasse mischt. Später sehen wir die Kids in ihrem Viertel in Montfermeil wieder, wo der Freudentaumel über den Sieg einer desolaten Realität weicht.

«Ich war damals 18», erinnert sich Ly an den 12. Juni. «Fußball hatte es geschafft, das Land zu verbinden. Die Frage nach Hautfarbe und sozialer Klasse verschwand, wir waren einfach Franzosen. Es war magisch.» Von einem magischen Moment

und den anhaltenden Ovationen berichten auch jene, die bei der Premiere von «Les misérables» in Cannes dabei gewesen sind. Buchstäblich über Nacht wurde Ladj Ly zu einem der meistgehandelten Namen unter den Produzenten, Verleihern und Streaming-Anbietern, die sich jedes Jahr zu Tausenden an der Côte d'Azur efinden.

Rekordsumme in Cannes

Es heisst, dass die Vertriebsrechte von «Les misérables» für den amerikanischen Markt quasi aus dem Stand von Amazon erworben wurden, für 1,5 Millionen Franken – noch nie war in Cannes für einen Debütfilm eine solch hohe Summe bezahlt worden. Dabei war die angereiste Konkurrenz beträchtlich: Quentin Tarantino, Ken Loach, Jim Jarmusch, Terrence Malick oder Pedro Almodóvar waren mit neuen Werken im Wettbewerb vertreten. Insofern war die Verleihung des Jury-Preises an Ladj Ly gerade wegen der Allgegenwart gestandener Regiemeister nicht nur verdient, sondern auch ein Zeichen an den Nachwuchs. Hier wurde ein fast unbekannter französischer Regisseur, der erste

mit dunkler Hautfarbe obendrein, mit einem der wichtigsten Filmpreise der Welt geehrt.

Den Erfolg wertet Ladj Ly nicht als Durchbruch, sondern als «Ankommen». Seit zwanzig Jahren erzählt er seine Geschichte, die Kamera im Anschlag, aus dem immergleichen Quartier, seinem «Studio». Mit «Les misérables» ist Montfermeil in der Welt angekommen. Auch der nächste und der übernächste Film, weiss Ly mit Gewissheit, wird in seinem Viertel spielen.

Mittlerweile hat er aufgerüstet: Mit dem Filmkollektiv, das er vor 25 Jahren mit seinen Freunden gegründet hat, bildet er jetzt junge Filmemacher aus dem Quartier aus. Natürlich gratis. Der Kampf mit den Kameras geht weiter.

Erschienen am 8. 12. 2019 im Filmmagazin Frame der NZZ